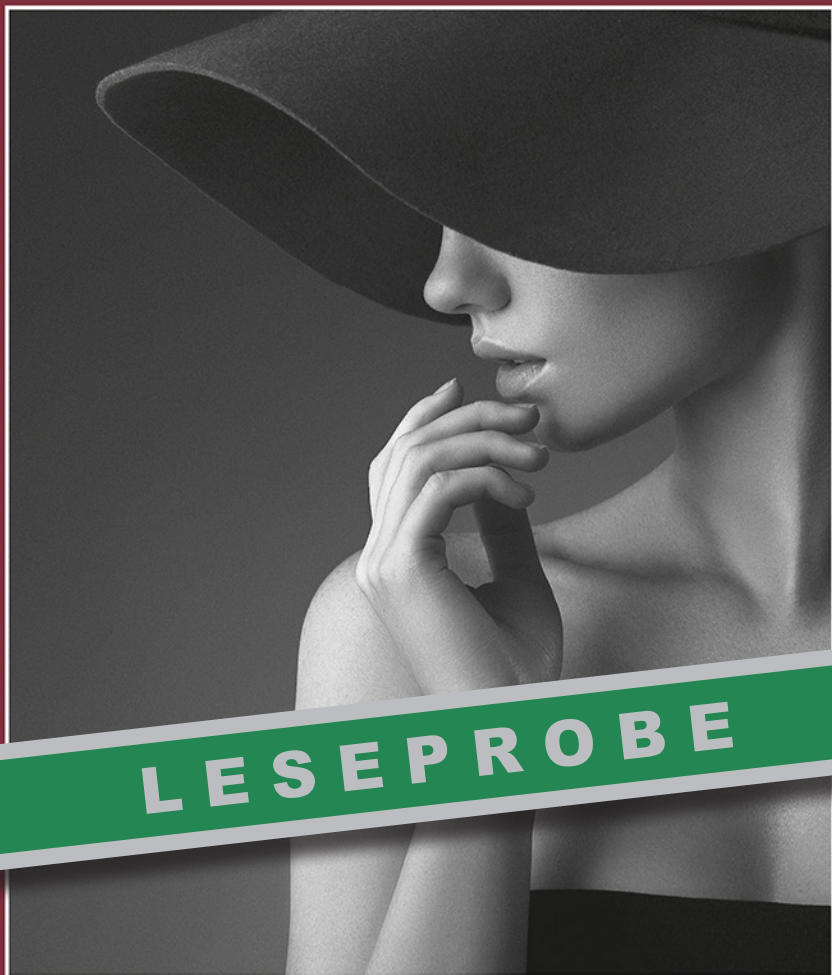


Pascal Garnier
Der Beifahrer
Roman



LESEPROBE

SEPTIME
suspense

Originaltitel: *La Place du mort* © Éditions Zulma, 2010

SEPTIME
suspense

© 2023, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Christie Jagenteufel
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagbild: © i-stock
Druck und Bindung: Florjančič tisk d.o.o.
Printed in the EU

ISBN: 978-3-99120-026-0

www.septime-verlag.at

www.facebook.com/septimeverlag | www.twitter.com/septimeverlag

Pascal Garnier

Der Beifahrer

Roman

Aus dem Französischen von Felix Mayer



Les histoires d'amour finissent mal en générale...

Ein Zeigefinger mit einem abgeknabberten Nagel beendet jäh den Song von Les Rita Mitsouko. Die plötzliche Rückkehr zur Stille ist schmerzhaft. Dann trommeln zehn Finger auf das Lenkrad. Ein dumpfes Geräusch, ein monotoner Rhythmus. Wie von Regentropfen. Die Anzeigen des Armaturenbretts tauchen die Finger in leuchtendes Grün. Sonst, im Umkreis von mehreren Kilometern, nirgendwo ein Licht. Keine Sterne, nur hinter den Hügeln ein schwacher Schein, der eine weit entfernte Stadt ahnen lässt. Die rechte Hand löst sich vom Lenkrad und liebkost den Schaltknüppel. Mit derselben Bewegung, mit der man einen Hund, eine Katze oder den Kolben eines Gewehrs streichelt. Es ist ein gutes Auto, leistungsstark, robust, grau. Halb zwölf, gleich müssten sie kommen. Der Sekundenzeiger scheint unter dem starren Blick stehen zu bleiben. Aber nein, unbeirrbar setzt er seine Runde fort, dickköpfig oder resigniert, wie ein Esel, der den Mahlstein einer Mühle dreht.

Dann plötzlich, auf der Kuppe des gegenüberliegenden Hügels, das Licht von Scheinwerfern, das Dunkel wird fahl, weicht zurück ... Kontakt. Die rechte Hand spannt sich an und legt den Gang ein. Die linke ergreift das Lenkrad. Der rechte Scheinwerfer des Wagens, der den Abhang gegenüber herunterjagt, leuchtet eindeutig in Richtung Straßenrand. Sämtliche Lichter gelöscht, schießt der graue Wagen wie eine Flipperkugel nach vorn. Die Uhrzeit, der schräg stehende Scheinwerfer – das sind sie. Die Nacht schließt die Augen.

Im Wald hat ein Fuchs einem Kaninchen die Kehle durchgebissen. Als er das Quietschen der Reifen auf dem Asphalt und den Lärm des Blechs hört, die durch die Senke hallen, stellt er die Ohren auf. Es dauert nur wenige Sekunden. Dann ergreift die Stille wieder Besitz von allem. Mit den Zähnen reißt er das

Fell des Kaninchens auf und schiebt seine spitze Schnauze in die dampfenden Eingeweide. Abertausende Tiere um ihn herum fressen oder bespringen einander, von den größten bis zu den kleinsten, einzig und allein, um das Spiel fortzusetzen.

»**Isst du das Gemüse** zusammen mit dem Fleisch?«

»Ähh ... ja.«

»Als du klein warst, hast du es gemacht wie ich: erst das Fleisch, dann das Gemüse. Wir alle verändern uns ...«

Sein Vater garnierte seine Sätze gern mit derlei Feststellungen – »Wir alle verändern uns«, »Was muss, das muss«, »So ist das Leben«, »So läuft's nun mal«. Aus seinem Mund klangen sie wie Sentenzen. Wir alle verändern uns ... Wie wahr. Die Nachricht von Charlottes Tod hatte den Alten wirklich schwer getroffen, auch wenn er sie fast fünfunddreißig Jahre lang nicht mehr gesehen hatte. Er war zusammengesackt, war auf seine Grundfesten gesunken, als hätte man ihm plötzlich einen Schemel unter den Füßen weggezogen. Er wirkte wie ausgehöhlt. Hätte man ihm auf den Rücken geklopft, wären ihm das Geräusch eines abgestorbenen Baums und eine Handvoll Eulen entfahren. Fabien hatte es eine Woche zuvor am Telefon bemerkt, in der Stimme seines Vaters hatte ein verzerrtes Echo gelegen, wie bei einem Ferngespräch.

»Nächsten Sonntag ist Flohmarkt in Ferranville. Hast du Lust, mir zu helfen? Dieses ganze alte Zeug ...« (Und dann, kurz bevor er aufgelegt hatte:) »Ach ja: Charlotte ist gestorben.«

Seitdem sie sie verlassen hatte – Fabien musste damals fünf Jahre alt gewesen sein –, sprachen sie zu Hause von ihr nicht mehr als »Maman«, sondern als »Charlotte«. Fabien hatte seinen Vater niemals etwas Schlechtes über sie sagen hören, ebenso wenig wie Gutes, ganz einfach, weil er überhaupt nicht über sie sprach. Er hatte sie wie Alfred Dreyfus degradiert und in einen Winkel seiner Erinnerung verbannt, der so weit entfernt war wie die Teufelsinsel.

Über seinen Teller gebeugt, formte der Alte mit den Zinken seiner Gabel aus den Karotten, Kartoffeln und Bohnen, die er in seinem Garten gezogen hatte, ordentliche Häufchen.

»Das lief heute doch eigentlich ganz gut, oder? Wie viel hast du denn eingenommen?«

»Keine Ahnung ... Fünfhundert, sechshundert Francs. Hauptsache, ich bin das Zeug los.«

»Ich wusste gar nicht, dass du das alles aufgehoben hast.«

»Wie – das alles?«

»Die Sachen von Charlotte.«

Sein Vater zuckte mit den Schultern, stand auf und warf das Essen auf seinem Teller, das er kaum angerührt hatte, in den Komposteimer. Fabien hatte den Eindruck, er nutzte die Gelegenheit, um sich unbemerkt eine Träne aus dem Auge zu wischen. Er ärgerte sich über sich selbst. Er hätte Charlotte nicht erwähnen sollen, aber er war nun schon drei Tage hier und wartete seitdem vergeblich darauf, dass sein Vater auf sie zu sprechen kam. Wie hätte er ahnen können, dass der Alte seit über dreißig Jahren insgeheim hoffte, Charlotte würde eines Tages aufkreuzen, um ihre Sachen zu holen? Ihre Sachen ... Geister haben keine Besitztümer, keine Schuhe aus Eidechsenleder, keine rote Handtasche. Eine junge Frau hatte die Schuhe und die Tasche gekauft, heute Vormittag auf dem Flohmarkt. Zusammen für siebzig Francs. Sein Vater hatte nicht gehandelt. Als er ihr auf den Hundertfrancsschein dreißig herausgegeben hatte, hatte er nicht gezittert. Er hatte der jungen Frau einfach nur nachgesehen, bis sie in der Menge verschwunden war, und sogar noch ein bisschen länger.

»Wann geht dein Zug?«

»Um sechs Uhr irgendwas.«

»Dann haben wir ja noch Zeit. Ich ruh mich ein bisschen

aus. Der Rücken tut mir weh. Lass das Geschirr stehen, ich spül dann heute Abend ab.«

»Nein, ich mach das schon. Ruh du dich nur aus.«

Die beiden Teller und die Handvoll Besteck waren rasch erledigt. Das war schade; Fabien hätte lieber gespült, bis er zum Zug musste. Er mochte dieses Haus nicht, und das Haus hatte ihn nie gemocht. Sein Vater hatte es gekauft und bezogen, als er in Rente gegangen war. Fabien fühlte sich dort immer wie in einem Wartezimmer, wusste nie, wo er sich hinsetzen sollte, alles war quadratisch, kantig, sauber, funktional. Weil er nicht wusste, wohin mit sich, setzte er sich wieder auf den Stuhl, auf dem er schon während des Mittagessens gesessen hatte. Sein Vater saß dösend in einem dieser grässlichen Sessel, die einen sofort an Krankenhaus und Tod denken ließen; die Brille hatte er auf die Stirn geschoben, und auf seinem Bauch lag ein aufgeschlagenes Buch, *Wie Sie in allen Lebenslagen Ihre Haut retten*. Er hatte immer nur solche Bücher gelesen, Bücher, die vom Überleben handelten, davon, wie man den Krieg überlebte, Kälte, Hitze, die Umweltverschmutzung, Epidemien, radioaktive Strahlung, und das mit derselben Leidenschaft, mit der sich andere Menschen ein Leben nach dem Tod ausmalten. Was für eine Katastrophe hatte er hinter sich? Charlotte? Nein, es reichte weiter zurück, Charlotte war nur die Bestätigung dafür gewesen, dass das Leben lebensgefährlich war. In dieser feindseligen Welt konnte man auf niemanden zählen, außer auf sich selbst. Seit Jahren fühlte sich Fabien in seiner Gegenwart wie in einem Aquarium. Jedes Mal, wenn er sich von ihm verabschiedete, fühlte es sich an, als wären seine Ohren verstopft, und er hatte das Bedürfnis, tief durchzuatmen, als hätte er lange Zeit ohne Sauerstoff unter Wasser verbracht. Wenn sein Vater sterben würde, würde er ihm einen Berg Schweigen hinterlassen.

Einmal hatte er ihn, um ihn zum Reden zu bringen, in ein Restaurant eingeladen. Sein Vater fand Restaurants furchtbar, so wie Cafés, Hotels und überhaupt alle Orte, an denen das Leben anderer Menschen zu spüren war. Fabien hatte sich ein Mittagessen unter Männern erhofft, vielleicht sogar unter Freunden. An ein solches Wunder hatte er nur glauben können, weil er damals noch so jung gewesen war. Aber er wollte unbedingt etwas aus ihm herausbringen, irgendetwas, über seine (des Vaters) Kindheit oder über seine eigene, über die Zeit vor Charlotte, über die Zeit nach Charlotte. Hatte er Geliebte gehabt? Hatte er noch immer welche? Zumindest ein paar Brosamen. Um ihn dazu zu bewegen, hatte er sich dazu hinreißen lassen, ihm ziemlich intime Einblicke in sein eigenes Leben zu geben, und hatte ein Glas Weißwein nach dem anderen gekippt, um sich Mut anzutrinken. Als sie erst beim Hauptgang waren, war er schon völlig betrunken und redete dummes Zeug, während sein Vater bis dahin nur einmal den Mund aufgemacht und gesagt hatte: »Iss, es wird sonst kalt.«

Als er zahlte und sein Vater sorgfältig seine Serviette zusammenfaltete, fühlte sich Fabien entsetzlich erniedrigt. Anstatt seinen Vater dazu zu bringen, ihn ins Vertrauen zu ziehen, hatte er sich nur albern benommen und sich lächerlich gemacht. Zu Hause war er sofort unter die Dusche gestürzt. Doch das war jetzt rund fünfzehn Jahre her. Heute war es anders. Fabien wusste, dass sein Vater niemals mit ihm reden würde, ganz einfach, weil er ihm vermutlich nichts zu sagen hatte, und das war auch gut so. Fabien war der Spross zweier Geister, und die einzigen verwandtschaftlichen Bande waren die Abwesenheit des einen und das Schweigen des anderen. Und er und sein Vater lebten jeder sein Leben auf seiner eigenen einsamen Insel. So einfach war das.

Seit über dreißig Jahren ruhte Charlotte an der rechten Po-backe seines Vaters, zwischen einer Krankenversicherungskarte und einem Personalausweis, der auf den Namen Fernand Delorme ausgestellt war (ein steif gewordenes Foto, das eine kleine, braunhaarige Frau zeigte, die in weißen Söckchen und Sandalen auf einem Waldweg stand und gelangweilt lächelte), und zwischen den beiden war nie Platz für ihn gewesen.

»Mein Gott! Wie hält man das nur aus, mit einer Uhr, die andauernd tickt?«

Eine Pendeluhr aus der Franche-Comté, der ganze Stolz seines Vaters. Ein aufrecht stehender Sarg. Charlotte hätte darin leicht Platz gehabt.

»Ich muss dann mal los, Papa ...«

»Was? ... Ja, ja, was muss, das muss ...«

Der knallgelbe R4, den sein Vater bei der Post erstanden hatte (ein wahres Schnäppchen!), stotterte ein paarmal bedenklich und kam vor dem Bahnhof zum Stehen.

»Wir sind ein ganzes Stück zu früh dran. Jetzt müssen wir noch eine gute Viertelstunde warten.«

»Du brauchst nicht zu warten, Papa. Fahr ruhig wieder nach Hause.«

»Aber es ist schon seltsam, dass du nicht Auto fährst. Da wärst du viel unabhängiger.«

»Und was würde mir das bringen?«

»Ich sag ja nur. Dann grüß Sylvie von mir. Und hier, vergiss den Flieder nicht. Sag ihr, sie soll ihn gleich ins Wasser stellen.«

»Alles klar. Mach's gut, Papa. Ich ruf dich nächste Woche an.«

»So machen wir's.«

Fabien war nicht der einzige Reisende auf dem Bahnsteig, der als Fliederbusch verkleidet war. Das aufgeweichte Zeitungspapier, in das die Zweige eingewickelt waren, zerfiel langsam zwischen seinen Fingern.

Noch nie zuvor war ihm aufgefallen, dass seinem Vater so lange Haare aus den Ohren wuchsen. Von den drei Tagen, die sie zusammen verbracht hatten, war das das Einzige, was ihm im Gedächtnis bleiben sollte.

Wenn man damit gerechnet hat, erwartet zu werden, stellt es immer eine gewisse Enttäuschung dar, eine leere Wohnung zu betreten, aber dass Sylvie nicht da war, war Fabien eigentlich ganz recht. Denn sonst hätte er mit ihr reden und ihr von den zurückliegenden Tagen erzählen müssen, obwohl er absolut nichts zu sagen hatte, weder Sylvie noch irgendjemand anderem; und genauso wenig hatte er Lust, die Nachrichten auf dem Anrufbeantworter (drei Stück) abzuhören. Er kam aus der Welt des Schweigens und der unermesslichen väterlichen Tiefe und brauchte eine Phase der Dekompression. Sylvie war vermutlich mit Laure im Kino. Wenn Fabien nicht da war, machte sie das immer. Fabien ging nicht gern ins Kino, vor allem nicht abends.

Sie musste überhastet aufgebrochen sein, denn auf dem Küchentisch lag kein Zettel. Sylvie war oft zu spät dran, es beruhigte sie, bis zum letzten Moment zu warten. Der Flieder war schlaff geworden, das Zeitungspapier nur noch grauer Matsch. Fabien sah sich nach der großen blauen Vase um, konnte sie aber nirgendwo finden. Er wusste nie, wo Sylvie die Dinge verstaute. Für die Dinge war sie zuständig. Sie war diejenige, die sie ganz nach Belieben auftauchen und verschwinden ließ. Fabien konnte das nicht, er war zu ungeschickt, machte immer alles kaputt. Wenn er allein zu Hause war, verbrachte er die Zeit damit, sämtliche Zimmer abzusuchen, um irgendwo einen Dosenöffner, ein Paar Socken oder ein Verlängerungskabel aufzustöbern. Er drehte dem erbärmlichen Strauß den Hals um und stopfte ihn in den Abfalleimer.

Kühlschrank: vier Eier, eine Scheibe Schinken mit Grünstich und drei Dosen Bier. Weiter forschte Fabien nicht nach, weil er fürchtete, in den Tiefen des Gemüsefachs auf ein verwelktes Salatherz oder eine weiche Karotte zu stoßen. Er begnügte sich mit einem Bier. In den ersten beiden Jahren, nachdem sie

zusammengezogen waren, war der Kühlschrank übergequollen vor Kalbsleber, Entrecotes, Schälrippchen vom Schwein, Geflügel, Fisch, frischem Gemüse, Sahne und Süßspeisen, und im Keller hatten sich die Kisten mit Sancerre, Burgunder und Champagner gestapelt ... Die eine Hälfte der Zeit hatten sie im Bett verbracht, die andere bei Tisch. Sie hatten ihre Fettpölscherchen mit der belämmerten Verzücktheit einer Schwangeren betrachtet, die sich im Badezimmerspiegel mustert. Sie waren unersättlich, ja verschwenderisch. Dann hatte Sylvie eines Tages beschlossen, dass sie es maßlos übertrieben, dass es so nicht weitergehen konnte, dass das nicht mehr normal war. Also hatten sie die Zeit zwischen sich verrinnen lassen, langsam und beharrlich, wie Wüstensand, der sich ausbreitet. Sie taten nichts, sie sagten nichts. Es kamen keine Kinder, auch kein Pudel und keine Katze. Sie richteten sich in ihrem neuen Leben ein, sie magerten ab.

Das Bier hatte einen metallischen Geschmack, so wie seine Hände, mit denen er das Geländer des Balkons umfasste, und wie die Sterne am Himmel und die gesamte Stadt, die sich zu seinen Füßen erstreckte. Metallisch. Wie Eisen.

»Wie viele sind wir, die sich, ein Bier in der Hand, auf das Fensterbrett stützen und sich fragen, ob es uns noch jemals widerfahren wird? Dabei wissen wir nicht einmal mehr, was wir mit ›es‹ meinen: Ruhm? Reichtum? Liebe? Von der Kindheit ist uns nur noch ein rätselhafter Schwindel geblieben, der gerade einmal ausreicht, das Bedauern zu nähren.«

Einige Tage zuvor hatte auf der Terrasse eines Cafés jemand hinter Fabien gesagt: »Ich frage mich, ob ich mich überhaupt noch einmal verlieben könnte.« Der Mann war in seinem Alter gewesen. Auf dem Gehsteig waren junge Frauen

vorübergegangen, leicht wie Zigaretten, umstrahlt vom Glanz der Junisonne, unerreichbar.

Vor etlichen Jahren war der Schirokko über Paris hinweggefegt. Es waren heiße Tage gewesen. Eine dünne Schicht aus rötlichem Sand hatte sich über die Autos gelegt. Fabien hatte an derselben Stelle gestanden, hier auf dem Balkon. Er hatte sich gewünscht, der Sand würde sich einen ganzen Meter hoch türmen, wie der Schnee in seinen Kindertagen. Aber hier war nichts von Dauer, alles verwandelte sich in Dreck. Vermutlich lag das an den mangelhaften Träumen.

Die Werbespots im Fernsehen begriff er immer weniger. Er verstand einfach nicht, was man ihm verkaufen wollte. Ein Getränk? Ein Auto? Ein Putzmittel? Ihm schwante, dass es ganz in seiner Nähe eine Welt gab, die von breitschultrigen Typen bevölkert war, die in Herrenslips durch die Meeresbrandung liefen, von affigen Schicksen, auf deren Haut Seifenschäum abperlte, prächtig gediehenen Kindern, die sich mit Marmelade bekleckerten, und dicken Hündchen, die mit treuherzigem Blick nach Schokokeksen schnappten, aber er fand zu dieser Welt keinen Zugang mehr. Dasselbe galt für die Nachrichten (er teilte sie nur noch in gute und böse ein), für die Spielshows, bei denen er nie wusste, ob das Kalb den Idioten, der als Schnitzel mit Pommes verkleidet war, besteigen sollte oder umgekehrt, sowie für die Frage, warum Polizisten manchmal wie rasend darauf aus waren, es sämtlichen Autos vor ihnen von hinten zu besorgen. Das tat jedoch seiner Überzeugung keinen Abbruch, dass das Fernsehen der beste Freund des Menschen war, noch weit vor dem Hund, dem Pferd und sogar Sylvie.

Er fragte sich, ob er Hunger hatte, und antwortete sich

zerstreut: »Vielleicht.« Aber die Vorstellung, mit Pfanne, Butter und Eiern hantieren zu müssen, raubte ihm jeden Elan. Lieber ging er Zähne putzen, das war schneller erledigt. Bis auf Weiteres würde er seinen Vater nicht mehr besuchen. Das verdarb ihm jedes Mal die Stimmung. In jungen Jahren hatte er abends nie die Zeit zum Zähneputzen gehabt. Er war dort eingeschlafen, wo er sich im Leben gerade befunden hatte, und hatte am nächsten Morgen genau dort weitergemacht. Jetzt dagegen war alles in schmale Streifen geschnitten, von Verpflichtungen durchsetzt, denen er wie mechanisch nachkam. Er lag auf dem Bett, hatte das Licht gelöscht, und die Stimme von Macha Béranger schmiegte sich wie ein Einsiedlerkreb in seine Ohrmuschel. Er war nur noch ein offener Mund auf einem Kopfkissen, der Ausdünstungen von Zahnpasta von sich gab. Ein kleiner Tod, imprägniert mit Wohlgeruch. Was hielt ihn davon ab einzuschlafen? Dass er auf das Geräusch eines Schlüssels im Schloss wartete, oder das nervige Blinken des Anrufbeantworters, das drei Nachrichten anzeigte?

Obwohl er sich vollauf bewusst war, dass er eine Dummheit beging, drückte er auf »Play«.

Erste Nachricht: »Hallo, Fabien, Gilles hier ... Jetzt bist du nicht da ... Na ja, also ... ich hätte Lust gehabt, was trinken zu gehen ... Das Junggesellenleben ist nicht wirklich prickelnd ... Egal, dann eben ein andermal ... Ruf mich an, wenn du wieder da bist. Tschü-hüss! ... Ach, und Grüße an Sylvie!«

Zweite Nachricht: »Sylvie? ... Sylvie, ich bin's, Laure! ... Wo steckst du denn? ... Bist du auf dem Klo? ... Okay, du bist nicht da. Also, es ist Samstagabend, und du hattest ja gesagt, dass Fabien dieses Wochenende nicht da ist. Ich hätte Lust, ein Filmchen zu kucken. Es ist jetzt sechs Uhr, also wenn du magst ... Bis dann, ciao ciao.«

Dritte Nachricht: »Dies ist eine Nachricht für Fabien Delorme. Bitte melden Sie sich umgehend in der Uniklinik von Dijon. Ihre Frau hatte einen schweren Verkehrsunfall. Sie erreichen uns unter folgender Nummer ...«

Drei Mal spielte er das Band ab. Drei Mal hörte er, wie Gilles über sein Singledasein jammerte, wie Laure ihren Vorschlag wiederholte und wie das Krankenhaus in Dijon seine Nummer aufsagte, die er schließlich auf einem Briefumschlag notierte. Nicht eine Sekunde lang glaubte er, dass ihm hier jemand einen Streich spielen wollte oder dass man ihn mit jemandem verwechselte. Er rief nicht sofort zurück. Als Erstes steckte er sich eine Zigarette an und rauchte sie, nackt am Fenster stehend. Er hatte keine Ahnung, was Sylvie in einem Auto in Dijon gemacht hatte, doch einer Sache war er sich sicher, so sicher wie des Windes, der sein Schamhaar kräuselte: dass Sylvie tot war. Er schnippte die Kippe aus dem Fenster, die kurz darauf fünf Etagen tiefer auf dem Dach eines schwarzen Twingo aufschlug.

»Scheiße ... Jetzt bin ich Witwer. Ein anderer Mensch. Was soll ich denn jetzt anziehen?«

Seit der Abfahrt von der Gare de Lyon kletterte der überdrehte kleine Attila auf seiner Mutter herum, zog sie an den Haaren und ließ nur von ihr ab, um seine scheußlichen, klebrigen, pummeligen Händchen an den Knien der anderen Fahrgäste abzuwischen. Die Landschaft, die vor dem Fenster vorüberzog, interessierte Fabien nicht im Geringsten, rapsgelb, apfelgrün, scheißblau. Manchmal, in den Tunnels, warf die Scheibe sein Spiegelbild zurück und er war mit sich selbst konfrontiert, zwei Schafböcke, die gleich aufeinander losgingen.

Sie hatten keine Kinder bekommen. Babys waren für Fabien nicht mehr als Behältnisse, die man beständig füllen und entleeren musste. Jahrelang lagen sie einem auf der Pelle, und wenn sie glaubten, selbst erwachsen zu sein, pflanzten sie sich fort und verdarben einem mit ihrem Nachwuchs den Urlaub. Auch Sylvie ertrug die Kinder ihrer besten Freundinnen kaum länger als eine Stunde. Wenn zufällig einmal Kinder bei ihnen in der Wohnung waren, putzte sie anschließend gründlich durch, um sämtliche Spuren zu beseitigen, ließ sich dann aufs Sofa fallen und stöhnte: »Was für Nervensägen, diese Blagen!«

Sie interessierten sich nur für sich selbst. Allein ihre Liebe zueinander schien ihnen der Zuneigung wert, sie verhätschelten sie wie ein spätgeborenes Kind und erstickten sie dabei. Heute verstand Fabien, wie sehr ihr Glück sie den anderen verhasst gemacht hatte. Eine handfeste Provokation. Mit der Zeit war die Leere um sie herum immer größer geworden, niemand lud sie mehr zu sich ein. Man war auf Abstand zu ihnen gegangen, so wie bei verwitweten Menschen. Ein Übermaß an Glück bringt bekanntlich genauso Unheil wie ein Schicksalsschlag. Eines Tages war Sylvie schwanger geworden. Während er vor der Klinik auf sie gewartet hatte, hatte er ihr Blumen gekauft. Das war am Valentinstag gewesen. Die Abtreibung war ohne

Komplikationen verlaufen. Als wäre ihr ein Zahn gezogen worden, mehr nicht. Aber es musste ihr dabei ein neuer gewachsen sein, einer, der sich gegen Fabien richtete, denn nach diesem Tag hatten sie nicht mehr miteinander geschlafen. Oder nur noch sehr selten, nach einer feuchtfröhlichen Feier oder an einem dieser endlosen Sonntage im Februar, so wie man Scrabble spielt.

Irgendwann bekam der Rotzbengel dann doch einen Klaps auf den Hintern, was ein so unerträglich schrilles Geschrei zur Folge hatte, dass die arme Mutter ihren Sprössling am Arm packen und auf den Gang zerren musste. Ein Kind allein großzuziehen war sicher kein Spaß. Denn für Fabien war die Frau eindeutig alleinerziehend. Er erkannte solche Frauen auf den ersten Blick: die Komplizenschaft mit dem eigenen Kind, wie bei einem alten Ehepaar; das krankhafte Bedürfnis, sich andauernd zu entschuldigen, dazu die nachlässige Erscheinung, die ungeordneten Haare, das ungeschminkte Gesicht, die ausgebeulten Hosen. Mutterschaft macht schön? Von wegen! Kein Wunder, dass sie sitzen gelassen wurden. Aber die abwesenden Kavaliere waren um ihr Schicksal genauso wenig zu beneiden: Unterhaltszahlungen, die Socken im Spülbecken waschen, Konservendosen. Eine Generation freier Frauen und Männer ...

Dijon, drei Minuten Aufenthalt. Recht viel länger wäre er hier wohl kaum geblieben, wenn er nicht ins Krankenhaus hätte fahren müssen. Die Abfolge von Postkartenmotiven, die vor dem Fenster des Taxis vorüberzogen, empfand er als nichtsagend. Die Kulisse für einen Film von Chabrol, Restaurants, Notare, wieder Restaurants. Er stimmte dem Taxifahrer zu, die Linken und die Rechten, letztlich war das doch alles dasselbe. Taxifahrern stimmte er immer zu, so wie Friseuren, Metzgern

und überhaupt allen anderen Leuten, und wahrscheinlich war das der Grund, weshalb er noch am Leben war.

Am Empfang bat man ihn, kurz zu warten, es würde gleich jemand kommen. Er setzte sich auf einen der roten Plastikstühle, die an den gallengrünen Wänden standen. Wäre er erkrankt und hätte ins Krankenhaus gemusst, wäre das Erniedrigendste gewesen, in Schlafanzug, Bademantel und Pantoffeln durch die Gänge zu schlurfen. Dieser Aufzug war ihm genauso zuwider wie bestimmte andere Kombinationen: Acryl-Jogginghose und offene Turnschuhe, wie die jungen Leute sie trugen, oder Shorts und Baseballmütze, wie bei Urlaubern. *Manchmal kann es länger dauern. Geh's lieber bequem an. Zeitlosigkeit im Style von Adidas.* Er selbst hatte sich heute nach langem Überlegen für ein sportliches Outfit entschieden: Tweedsakko, Kaschmirpullover, graue Hose, englische Schuhe in ansprechendem Braun. Der Mann, der jetzt auf ihn zukam, trug einen zerknautschten, minderwertigen beige Anzug und gehörte nicht zum medizinischen Personal.

»Inspektor Forlani.«

Gérard, ergänzte Fabien in Gedanken; der Name stand auf dem Armband. Der Inspektor verhedderte sich in wirren Erklärungen, in denen wie eine Fliege immer wieder die Worte »es tut mir leid« auftauchten. Es musste schrecklich sein, einen solchen Beruf zu haben, wenn einem die Dinge dermaßen leidtaten. Er würde sicher nicht lange im Polizeidienst bleiben. Fabien hätte Lust gehabt, ihn zu fragen, ob er seine Arbeit mochte, aber er sagte sich, dass er nicht deshalb hier war, und außerdem gab ihm sein Gegenüber dazu gar nicht die Gelegenheit.

»Wenn Sie mir jetzt in die Leichenhalle folgen wollen. Es tut mir leid ...«

Der Inspektor ging, wie er sprach, mit kleinen, hastigen

Schritten, und sah sich dabei immer wieder besorgt nach Fabien um, als fürchte er, er könnte das Weite suchen. An seinem linken Absatz klebte ein Stück durchbrochenes Tortenpapier. Es wirkte wie ein Aprilscherz.

»Monsieur Forlani?«

»Ja?«

»An Ihrem linken Schuh klebt ein Stück Tortenpapier.«

»Was?«

»Ein Stück Papier, an Ihrem Schuh.«

»Oh, vielen Dank.«

Auf einem Bein hüpfend, befreite er sich von dem Papier, sah sich nach einem Abfalleimer um, zerknüllte es und steckte es dann achselzuckend ein.

In den Gängen trafen sie mehrmals auf dunkelhäutige Schwestern, die mit trägen Bewegungen Essenswagen vor sich herschoben. Fabien hatte Hunger und überlegte, was er zu Mittag essen sollte. Die Leichenhalle lag am anderen Ende des Gebäudes, neben den Räumen mit den Mülltonnen. Forlani drehte sich zu Fabien um und hielt kurz inne.

»Hier ist es.«

Er legte so viel Ernst in seine Stimme, dass Fabien ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Wie ein Zwerg, der auf den Zehenspitzen stand. Als Forlani die Tür öffnete, mussten sie zur Seite treten, um zwei Frauen vorbeizulassen; eine war jünger, die andere etwas älter, beide ausnehmend bleich. Die Leichenhalle erinnerte an eine Firmenküche, weitläufig, weiß gefliest, Glas und verchromtes Metall. Forlani sprach kurz mit zwei Männern in weißen Kitteln. Sie warfen Fabien einen raschen Blick zu, dann zog einer von ihnen am Griff von etwas, das wie eine Schublade aussah. Sylvie kam aus der Wand.

»Ist das Ihre Frau?«

»Ja und nein. Ich habe sie noch nie tot gesehen. Ich meine: Ich habe noch nie eine Leiche gesehen. Das sieht ganz anders aus als bei einem lebenden Menschen.«

Forlani und die beiden weißen Kittel sahen sich ratlos an.

»Erkennen Sie Ihre Frau, Monsieur Delorme? Bitte, das ist jetzt sehr wichtig.«

Natürlich erkannte er Sylvie, aber nicht dieses verkrampte Lächeln, das ihr in den unteren Teil des Gesichts gedrückt war.

»Ja, das ist sie.«

»Gut. Kennen Sie ihren Letzten Willen?«

»Ihren Letzten Willen?«

»Ja; ob sie begraben oder eingäschert werden wollte.«

»Keine Ahnung ... Wahrscheinlich wollte sie überhaupt nicht sterben, so wie wir alle.«

»Nun, das können wir auch noch später besprechen. Machen Sie sich keine Sorgen, wir werden uns um alles kümmern.«

»Ich mache mir keine Sorgen. Ich vertraue Ihnen. Das ist das erste Mal, ich weiß nicht, was man da machen muss.«

»Das verstehe ich sehr gut, Monsieur Delorme, glauben Sie mir. Wenn Sie mir jetzt bitte folgen wollen; ich würde Ihnen gern noch einige Fragen stellen.«

Sie gingen zurück, wieder im abgehackten Rhythmus des Inspektors. Fabien hatte den Eindruck, einen Film rückwärts zu sehen. Wären sie nicht am Kaffeeautomaten stehen geblieben, hätte er weiter in der Zeit zurückschreiten können, bis zu den Tagen vor dem Besuch bei seinem Vater, und dort hätte er Sylvie angetroffen, strahlend und quicklebendig. Das hätte ihn nicht weiter verwundert. Seit dem Vortag verwunderte ihn kaum noch etwas.

»Zucker?«

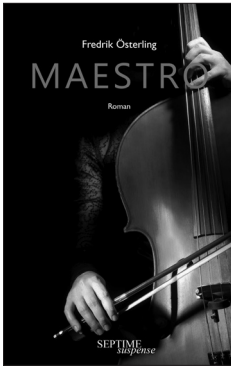
»Nein, danke.«



Foto: rgaillarde-gamma

Pascal Garnier (1949–2010) war Romancier, Verfasser von Kurzgeschichten, Kinderbuchautor und Maler. In den Bergen der Ardèche, wo er zu Hause war, schrieb er seine in noir-gefärbten Bücher, zu deren Protagonisten er sich durch die einfachen Menschen der Provinz inspirieren ließ. Obwohl seine Prosa zumeist sehr dunkel im Tonfall ist, glitzert sie aufgrund seines trockenen Humors und der schrullig schönen Bilder. Immer wieder mit Georges Simenon verglichen, ist Pascal Garnier der König des französischen Roman noir.

Weitere Titel sind in Vorbereitung



Fredrik Österling

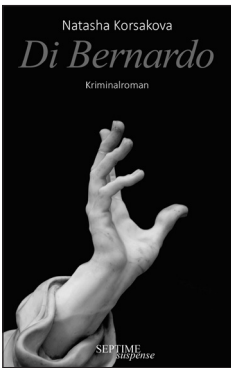
Maestro

Aus dem Schwedischen von
Charlotte Karlsson-Hager

Nachdem die Haut des Dirigenten Antoine Malå ordentlich zusammengefasst in der Künstlergarderobe des Berwaldsaals gefunden wird, wird die bereits pensionierte und darüber verbitterte ehemalige Chefin der staatlichen Mordkommission, Kerstin Armfeldt, mit der Leitung der Untersuchung beauftragt. Das Justizministerium stellt ihr den Komponisten

David Westerdahl zur Seite. Bald findet sich das ungewöhnliche Duo in einer Welt aus Verrat, politischer Verschwörung, musikalischem Mystizismus und brutaler Gewalt wieder.

Gebunden mit Schutzumschlag, 648 Seiten
ISBN: 978-3-99120-012-3



Natasha Korsakova

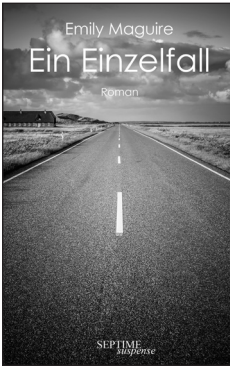
Di Bernardo

Rom. Ein grausamer Doppelmord hat sich neben der Basilica di San Giovanni in Laterano ereignet. Alessandro Ferro, ein bekannter römischer Komponist, liegt tot in einer riesigen Blutlache, eine Pistole in der Hand. Dagegen scheint niemand die junge Frau zu kennen, die nur wenige Meter entfernt von ihm erschossen wurde – mutmaßlich von Alessandro selbst.

Commissario Di Bernardo, der zusammen mit seinem Ispettore Roberto Del Pino schon

Jahre zuvor in der illustren Musikwelt ermittelt hat, wird mit dem Fall beauftragt.

Gebunden mit Schutzumschlag, 264 Seiten
ISBN: 978-3-99120-024-6



Emily Maguire **Ein Einzelfall**

Aus dem Englischen von Roland Freisitzer

Nachdem ein grausamer Frauenmord die Kleinstadt Strathdee erschüttert, muss Chris, die Schwester der getöteten Bella, nicht nur mit dem Verlust zurechtkommen, sondern auch mit aufdringlichen Medien und misogynen Ermittlern. Gleichzeitig macht sich die Reporterin May auf den Weg nach Strathdee, um über den Fall zu berichten.

Aus diesem Spannungsfeld entwickelt Emily Maguire ein tiefgehendes Psychogramm einer Kleinstadt im Schockzustand. Der Roman der australischen Schriftstellerin ist mehr als eine Mordermittlung, er beschäftigt sich mit den Menschen, die in Krimis normalerweise auf der Strecke bleiben – den Hinterbliebenen.

Gebunden mit Schutzumschlag, 360 Seiten
ISBN: 978-3-99120-018-5



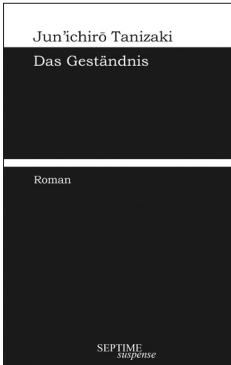
Arve Moen **Der Tod ist eine Liebkosung**

Aus dem Norwegischen von Bernhard Strobel

Der Tod ist eine Liebkosung, erstmals erschienen 1948, wurde ein literarischer Volltreffer – ein sogenanntes One-Hit-Wonder. Der Autor Arve Moen war unter anderem als Journalist und Jurist bekannt. Noch im Erscheinungsjahr wurde der Roman von Edith Carlmar unter demselben Titel verfilmt. Der Film gilt als einer der ersten norwegischen Vertreter des Noir-Genres. Das Buch war zu

seiner Zeit ein Erfolg und wurde 2009 von der Zeitung *Dagbladet* zu einem der besten norwegischen Kriminalromane aller Zeiten gekürt.

Gebunden, 144 Seiten
ISBN: 978-3-99120-025-3



Jun'ichirō Tanizaki

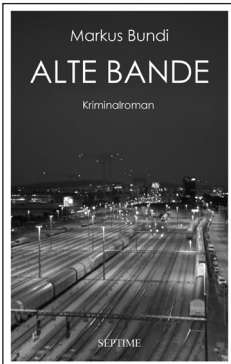
Das Geständnis

Aus dem Japanischen von
Jan Manus Leupert

Der Schriftsteller Mizuno hat erneut eine Geschichte über einen perfekten Mord geschrieben. Wie auch zuvor in seinem Schaffen ist die Figur des Opfers die Kopie einer realen Person. In diesem Fall ist es ein ihm gut bekannter Schriftstellerkollege. Als Mizuno kurz nach der Abgabe des Manuskripts bemerkt, dass sich auf den letzten Kapiteln der wahre Name seines Kollegen ins Buch geschlichen hat, bemüht er sich darum, das noch zu korrigieren. Doch es ist bereits zu spät.

Immer mehr steigert er sich in die Vorstellung hinein, dass ein wirklicher, an seinem Buch modellierter Mord stattfinden könnte, der ihn unausweichlich zum Hauptverdächtigen machen würde.

Gebunden, 312 Seiten
ISBN: 978-3-99120-019-2



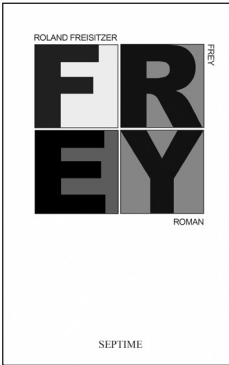
Markus Bundi

Alte Bande

Am Stauwehr wird eine Wasserleiche gefunden. Der Fall entpuppt sich aber für Hauptkommissar Walle Troller schnell als unliebsam, er erkennt, dass sein langjähriger Kollege von der Sitte, Markowitsch, den Mord von langer Hand geplant hat. Alles ist so arrangiert, dass einzig Walles Zwillingbruder als Täter infrage kommt, und er muss mitansehen, wie dieser zu Unrecht zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wird. Der Hauptkommissar wird beurlaubt und fragt sich, ob er mit gut fünfzig und frisch geschieden bereits

endgültig überholt worden ist. Während sich die Mordfälle häufen und die junge Kollegin Jette Hagen seine Stelle übernimmt, versucht sich Walle Troller allmählich selbst aus dem Sumpf zu ziehen, getreu dem Motto: Erst denken, dann schießen.

Gebunden mit Schutzumschlag, 480 Seiten
ISBN: 978-3-902711-82-3



Roland Freisitzer Frey

Von seiner Frau überraschend verlassen, lässt sich Daniel Frey ziellos durch das abendliche Wien treiben. Kurz entschlossen bucht er am nächsten Tag einen Flug nach Tokio. Sein Sitznachbar heißt Daniel Bernhaugen und scheint eine erstaunliche Ähnlichkeit mit Frey zu haben. Bernhaugen überredet Frey, mit ihm weiter nach Nagasaki zu reisen, wo er mit seiner Frau Naoko eine Buchhandlung betreibt. Frey stimmt schnell entschlossen zu,

doch bei der Landung in Nagasaki stürzt das Flugzeug ins Meer. Daniel kommt erst Wochen später als nur einer von sieben Überlebenden in einem Krankenhaus zu sich. Er erinnert sich an nichts. Ist er tatsächlich Daniel Bernhaugen, wie Doktor Miyamoto behauptet?

Gebunden, 364 Seiten
ISBN: 978-3-99120-005-5



Ryū Murakami Das Casting

Aus dem Japanischen von
Leopold Federmair und Motoko Yajin

Seit dem Tod seiner Frau hatte Aoyama keine einzige Verabredung. Nachdem sogar sein 15-jähriger Sohn zu einer neuen Heirat drängt, beschließt Aoyama, genau das zu tun. Sein bester Freund Yoshikawa entwickelt den perfekten Plan: Unter dem Deckmantel eines Film-Castings soll Aoyama seine zukünftige Braut finden. Tausende Frauen bewerben sich, doch es ist von Anfang an die

hübsche Asami, die Aoyamas Herz erobert. Geblendet ignoriert er sein immer stärker werdendes Gefühl, dass mit Asami etwas nicht stimmt. Was als zarte Liebesgeschichte beginnt, mündet bald in einen beklemmenden Albtraum...

Klappenbroschur, 192 Seiten
ISBN: 978-3-99120-026-0

SEPTIME
suspense

www.septime-verlag.at